

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 92 (1998)
Heft: 6

Artikel: Religion vor dem Offenbarungseid? : Mutmassungen über die Zukunft des Christentums
Autor: Zademach, Wieland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Religion vor dem Offenbarungseid? Mutmassungen über die Zukunft des Christentums

Wieland Zademach, evangelisch-lutherischer Theologe und Autor zahlreicher sozial-ethischer Publikationen, sieht in der «neuen Unübersichtlichkeit», wie sie vielfach als Ausdruck des Lebensgefühls der Postmoderne beschrieben wird, nicht so sehr eine Orientierungskrise als vielmehr eine Orientierungschance. Zum anderen hält er jedes volksskirchliche Modell für ungeeignet zur Übernahme einer wie auch immer gearteten «Meinungsführerschaft» in der gegenwärtigen – dringend notwendigen! – Wertediskussion. Mehr noch: Den Anspruch einer solchen Meinungsführerschaft hält er für verkehrt, ja für unevangelisch. Die Zeit kirchlicher Ausschiesslichkeitsansprüche ist endgültig vorbei. Die Zukunft gehört überkonfessionellen Bewegungen, die – wie die religiös-soziale Bewegung – durch eine je spezifische Mitte strukturiert sind und die überlieferten Konfessionen als Anachronismen erfahren. Was Zademach mit Blick auf Deutschlands Kirche und Gesellschaft ausführt, gilt nicht weniger für andere europäische Länder wie insbesondere auch die Schweiz.

Red.

Neue Normalität: das Lebensgefühl der Postmoderne

Was bedeutet die «neue Unübersichtlichkeit» als Bezeichnung für die gegenwärtige gesellschaftliche Realität und ein weitverbreitetes Lebensgefühl? Unter Soziologen und Kommunikationsforscherinnen herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass vier Grundmobilitäten konstitutiv sind für eine «neue Normalität»: die geographische, die soziale, die politische und die kommunikative Mobilität in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Das Auf und Ab dieser Fülle von gleichzeitigen Mobilitäten wirkt häufig zutiefst verunsichernd. Hinzu kommt als Kennzeichen auf dem vorläufigen Höhepunkt des Modernisierungsprozesses ein *Individualismus*, der «Selbstverwirklichungsblüten» treibt beim Tanz um das «goldene Selbst». Das Gleichgewicht zwischen dem individualistischen Single mit seinen Bedürfnissen und den Ansprüchen der Gesamtgesellschaft, die häufig als Moloch eines Grossbetriebes empfunden wird, ist äusserst labil und prekär.

Sozialethisch ebenso wie individualistisch ist eine Gleichzeitigkeit verschiede-

ner Wertemuster zu verzeichnen, die weder kompatibel, noch konsensfähig erscheinen. Und was daran existentiell bedrohlich erscheint: Nicht nur gesellschaftlich stossen, ja prallen sie aufeinander, sondern auch innerpsychisch. Nicht nur «zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust», sondern als Mikrokosmos bilde ich in meiner Person die ganze Komplexität des mich umgebenden Makrokosmos ab. Wo ist da Orientierung, wo eindeutige Sinnzuweisung?

Religion und Kirchen sehen sich herausgefordert. Da ist die Rede von einer Gotteskrise, auf die missionarisch reagiert werden müsse, um den Menschen die verlorengegangene Spiritualität wiederzugeben. Da ist die Rede von wacher Zeitgenossenschaft, um der Gesellschaft Orientierung wiederzugeben und überzeitlich gültige Werte zu vermitteln.

Notwendiges Bekenntnis der Kirche zum eigenen Versagen

Von einer *Gesellschaft ohne Mitte* ist viel die Rede in dieser Zeit, von zunehmender *Konfessionslosigkeit* in Deutschland. Je länger ich darüber nachdenke, desto weni-

ger kann ich mich mit solchen Formulierungen anfreunden. Dahinter steckt ja ein hoher Anspruch, nämlich der, dass die Kirche die Mitte der Gesellschaft ist – die Kirche oder gar noch die Konfession. Ich meine, ein zu hoher Anspruch, mehr noch: ein falscher Anspruch!

Anmassend, dreist und frech ist dieser Anspruch, wenn er heute erhoben wird angesichts der Erfahrungen mit Kirchen und Konfessionen. Wieso soll denn die Kirche die Mitte sein? Was kam denn heraus beim «*Corpus Christianum*» des Mittelalters, beim «*Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation*»? Wir wissen es alle: Wo Kirche sich exklusiv zur Mitte erklärt, da ist für nichts anderes Platz – weder für die Freiheit des Individuums noch für säkulare Gesellschaftsformationen. Und wo Kirche dann noch im Gewande von Konfessionen daherkommt, die sich selbst absolut setzen und gegenseitig verketzern, da kam und kommt es zwangsläufig zu Entwicklungen, an deren schlimmem Ende ein Schuldbekenntnis steht, wie wir es abzulegen hatten 1945 in Stuttgart – zaghaft genug, das konkretere Darmstädter Wort von 1947 wurde dann schon wieder als «Nestbeschmutzung» diffamiert! – und wie wir es gegenwärtig vielerorts abzulegen hätten.

Einer, der es gewagt hat, ein *Schuldbekenntnis* für die Zeit von 1945 bis 1995 abzulegen, ist Jörg Zink, der am 18. Oktober 1995 zum 50. Jahrestag der Stuttgarter Erklärung von 1945 in einem Gottesdienst Einsichten und Erkenntnisse formuliert hat, die betroffen machen. Wenn ich mich im folgenden darauf beziehe, dann deshalb, weil hier wie in einem Prisma deutlich wird, wie hinter dem Anschein einer immer noch halbwegs heilen Volkskirche die reale Kirche in ihrer Dimension des Versagens erscheint:

– Die Kirche muss sich eingestehen, «dass wir nicht wacher auf die Ereignisse in den letzten 50 Jahren geachtet, dass wir nicht unabhängiger vom Geist dieser Zeit gedacht und gehandelt haben», sondern «immer vor allem daran interessiert waren, im Einvernehmen mit unserem *Staat* und mit den Meinungen der *Mehrheit* in unserer

Gesellschaft zu leben und so den Bestand unserer Kirchen zu sichern».

– Vor 45 Jahren während der *Wiederbewaffnung* der Bundesrepublik haben wir jene Christinnen und Christen, «die dem aus Gründen ihres Glaubens und ihrer Erfahrung widerstanden», ebenso «alleingelassen wie zuvor die unter uns, die sich dem Reich Hitlers widersetzt hatten, und haben ihnen an vielen Orten den Mund verboten».

– Vor 30 Jahren, während der *Studentenbewegung*, haben wir, anstatt die Impulse aufzunehmen und ihre Forderungen zu prüfen, «sie in die Ecke der Chaoten abgedrängt, wie es auch andere Kräfte in unserem Land taten». Viel erneuernde Kraft ist so verlorengegangen, «und wir haben unzähligen nachdenklichen jungen Menschen Unrecht getan».

– Vor 15 Jahren, in der Blüte der *Friedensbewegung*, «haben wir unseren Pfarrern verboten, als ihre Sprecher aufzutreten und dabei ihren Beruf zu nennen. Wir haben nicht verstanden, dass viele, die vor den Rakettentoren sassen, dies deshalb taten, weil sie Jesus Christus mehr gehorchen wollten als ihrer Obrigkeit».

Viele andere Beispiele bringt Jörg Zink noch bei, die einen betroffen machen beim *nachdenklichen Rückblick*. Sein Fazit: «Immer haben wir Aussenseitern und Einzelgängern überlassen zu zeigen, was Christen in unseren Jahren zu tun hätten». Kirchen und Gemeinden müssten sich deshalb anklagen, «dass wir fast immer, wenn sich etwas Neues meldete, fest und nachhaltig geschlafen haben. Dass uns, wenn ein deutliches Wort nötig gewesen wäre, nichts eingefallen ist. Ordnung, Einfügung und Unauffälligkeit waren die Götter, denen wir von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften gedient hatten.»

Die vielbeschworene *wache Zeitgenossenschaft* wurde also gerade nicht wahrgenommen. Von einer *Volkskirche* ist dies wohl auch nicht zu erwarten, denn sie ist zwangsläufig mehr *Abbild der bürgerlichen Gesellschaft* als wirklich Kirche des Volkes und Kirche für das Volk oder gar Kirche als Volk Gottes unterwegs. Ist dies ein Offenbarungseid? Nein, es ist schlichte

und ernüchternde Realität. Wer dies als Dilemma erfährt, der wird nach Auswegen suchen. Marktanalysen und andere Untersuchungen mögen durchaus hilfreich sein, um ein kundenfreundliches Bild von Kirche zu entwickeln, das deren Bestand auf Dauer sichert. Wo aber finden wir Perspektiven quer zum Zeitgeist als dem Geist der beharrenden Tendenzen einer Zeit, Perspektiven, die orientiert sind an dem Geist, aus dem sich das prophetische Amt der Kirche speist, das leider so selten authentisch wahrgenommen wird?

Überkonfessionelle Bewegungen – Kirche von morgen?

Bei den Menschen guten Willens, die von Christentum und Kirche noch etwas erwarten, ist ein starker *Wille zur Gemeinsamkeit* vorhanden und auch die Sehnsucht, Gemeinschaft im Glauben sichtbar werden zu lassen. *In Christus geeint, in Konfessionen zerteilt* – das ist und bleibt ein Ärgernis. Kein Wunder, dass «die Welt nicht glaubt»...!

«*Die Einheit der Kirche als Koinonia: Gabe und Berufung*» – die Abschlusserklärung der Vollversammlung des ÖRK im australischen Canberra 1991 ist als programmatische Leitlinie wieder ins Gedächtnis zu rufen. Einheit ist danach gegeben und kommt zum sichtbaren Ausdruck «durch das gemeinsame Bekenntnis des apostolischen Glaubens; ein gemeinsames sakramentales Leben, das durch die eine Taufe erschlossen und gemeinsam in einer eucharistischen Gemeinschaft gefeiert wird; ein gemeinsames Leben, in dem Glieder und Dienste gegenseitig anerkannt und miteinander versöhnt sind...» Ziel ökumenischer Bemühungen kann *nicht* eine *zentrale Einheitskirche* sein, sondern «das Ziel der Suche nach voller Einheit ist erreicht, wenn alle Kirchen in der Lage sind, ineinander die eine, heilige katholische und apostolische Kirche in ihrer Fülle zu erkennen. Diese volle Gemeinschaft wird auf örtlicher und auf weltweiter Ebene durch konziliare Formen des Lebens und Handelns zum Ausdruck gebracht.»

Beklagt wird in diesem Dokument, dass die Kirchen es bisher weitgehend unterlassen haben, «für ihr Leben aus dem Mass an Gemeinschaft, das sie bereits erfahren und aus den Übereinkünften, die bereits erzielt worden sind, die Konsequenzen zu ziehen. Sie sind es zufrieden, weiterhin in Spaltung zu ko-existieren...» In der Tat stellt sich die Frage, ob die vielbeschworene Einheit jemand wirklich will – oder ob die ökumenischen Einrichtungen und Instrumentarien nicht mehr und mehr *Alibicharakter* bekommen, um im Schatten so mancher sonstigen Vorzeigewiese umso deutlicher sein eigenes Profil zu pflegen? Was könnten etwa für personelle und finanzielle Synergieeffekte erzielt werden durch konfessionsübergreifende echt kooperative Strukturen im kirchlichen Bauwesen, in der sozialkaritativen Arbeit und in vielen anderen Bereichen! Ob der allüberall erkennbare Sparzwang hier zu heilsamen besseren Einsichten führen wird? Ich bin vom Gegenteil überzeugt: die *Profilneurose* wird sich verstärken und die ökumenische Glaubwürdigkeit bleibt auf der Strecke ...

Überkonfessionelle Bewegungen – etwa die kommunitäre Bewegung, die charismatische Erneuerungsbewegung, die Frauenkirche, die *religiös-soziale Bewegung*, um nur die wohl wichtigsten zu nennen – durchkreuzen oder transzendieren die traditionellen konfessionellen Grenzlinien. Alle diese Bewegungen – wie unterschiedlich sie in ihrer theologischen Orientierung und Frömmigkeitspraxis auch sein mögen – stellen eine eigene Ausprägung des christlichen Glaubens dar, eine Gesamtschau, die durch eine *je spezifische Mitte* strukturiert wird, von der her alle anderen Aspekte einander zugeordnet werden. Menschen, die in solchen Bewegungen engagiert sind, fühlen sich in der Regel anderskonfessionellen Christen und Christinnen innerhalb ihrer Bewegung stärker verbunden als Personen, die zwar die gleiche Konfessionszugehörigkeit, aber eine andere religiöse Prägung aufweisen.

Meist aus einer Defiziterfahrung heraus entstanden, zielen überkonfessionelle Bewegungen auf Erneuerung und Verände-

rung des Bestehenden. Sie bedeuten nicht nur eine kritische Anfrage an die etablierten Kirchen, sie können auch die Fixierung der «*offiziellen Ökumene*» auf die Begegnung zwischen traditionellen Kirchen *aufsprengen* und deutlich machen, dass manche herkömmlichen Differenzen zwischen den Konfessionen ihre trennende Bedeutung verloren haben, weil die heute relevanten Gräben anders verlaufen. Transkonfessionelle Bewegungen suchen nicht nur mehr nach dem, was die Konfessionen verbindet, sondern auch nach dem, was ihnen vorausliegt. Als «*wanderndes Gottesvolk*» in den Konfessionen nicht mehr zuhause, stellen sie die Kirchen mehr in Frage als eine anderskonfessionelle Schwesterkirche, die meist nicht den Anspruch erhebt, andere zu reformieren. Für die in ihnen Engagierten sind überkonfessionelle Bewegungen hingegen tragfähige Brücken über herkömmliche Gräben hinweg – bei allen Spannungen zwischen diesen Bewegungen selber.

Welche Herausforderungen stellen solche Bewegungen für das Verständnis von Kirche und ihrer Einheit dar? Und sind nicht überhaupt die Frage nach dem Umgang mit dem *innerkirchlichen Pluralismus* und die Frage nach der *zwischenkirchlichen Ökumene*, ekklesiologisch gesehen, ein und dieselbe Frage? Gilt nicht auch hier, dass versöhnte Verschiedenheit nur bedeuten kann: die bedingungslose wechselseitige Anerkennung als gleichwertige Glieder am einen untrennbaren Leib Christi?

Im Herzen Europas gelegen, ist Deutschland zum Treffpunkt *verschiedener Kulturen und religiöser Traditionen* geworden. Im friedlichen Miteinander zwischen den Kulturen und damit auch im Zusammenleben verschiedener Religionen liegt heute der *Testfall für das Gelingen einer modernen Zivilisation*. Christen-Ökumene muss endlich über sich hinauswachsen zur *Schöpfungs-Ökumene*. Wichtigstes Kriterium ist dabei die Toleranz: das Respektieren, mitunter auch das Erdulden anderer Auffassungen. *Fundamentalismus* bei anderen wird nicht überwunden mit fun-

damentalistischen Gegenpositionen. Das Rechthabenwollen spricht grundsätzlich gegen den, der es für sich in Anspruch nimmt. Niemand wird mehr gegen die anderen «siegen» oder ohne die anderen; dies betrifft die anderen vor Ort ebenso wie die Kirchen und Religionen auf der weiten Welt. Echter Dialog ist die Herausforderung, die eigene Identität zu bewahren und immer wieder neu zu entdecken, gerade indem ich die anderen und ihre Identität ernst zu nehmen versuche.

Lob des Chaos statt des Kosmos

Zweifelsohne wird die neue Unübersichtlichkeit der Erlebnis- oder Risikogesellschaft vielfach auch als *Identitäts-, Sinn- und Orientierungskrise* erlebt. Da entsteht und wächst dann die Sehnsucht nach festem Halt, nach neuen Eindeutigkeiten, nach tragenden Fundamenten. Hier ist nicht der Ort, sich auseinanderzusetzen mit den Pseudoantworten politischer, weltanschaulicher und religiös-esoterischer Scharlatane. Ich will hier auch nicht auf eine andere Variante der Begegnung mit den Erscheinungsformen der Gegenwart eingehen: auf den Versuch zusammenzuhalten, was auseinanderzudriften droht. Wie etwa die Römische Kirche mit ihrem *Weltkatechismus*, einem wahrhaft monumentalen Werk, das mit der Autorität des päpstlichen Lehramtes Antwort geben will auf alle Fragen des Glaubens und der Moral im täglichen Leben und das dem irrumsgefährdeten Gewissen sicherlich grosse Erleichterung verschaffen kann mit dieser Möglichkeit, Verantwortung zu delegieren. Ohne solche Orientierungsmuster pauschal abzulehnen, halte ich sie dennoch nicht für hilfreich, ja, evangelisch gesehen, für fragwürdig. Denn auf Dauer behindern sie die freie Entfaltung des Individuums ebenso wie die wachsame Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung.

Nein, ich möchte einen anderen Weg einschlagen: *Freiheit statt Gesetz* – Chaos statt Kosmos! Orientierungskrise kann zur «Krisis» werden, zur läuternden Entscheidungshilfe: zum «Kairos», zur gnadenhaf-

ten Zeit, zum Einfallstor für Gottes freimachende Ermutigungen, zum Ausweg aus beklemmender Enge in die offene Weite des Lebens. Die vielgeschmähte «*Patchworkidentität*» – kann sie nicht ein Fleckerlteppich sein als Abbild unseres Lebens: ein Gesamtkunstwerk, zusammengesetzt aus vielen Einzelteilen mit unterschiedlicher Herkunft, von unterschiedlicher Bedeutsamkeit, mit unterschiedlichem Charakter, in vielerlei Farben, ein buntes festgeknüpftes Netzwerk als integraler Rahmen für alle Komplexität und doch offen als Anknüpfungspunkt für Neues, Identität im Wandel der persönlichen Herausforderungen und der zeitgeschichtlichen wie gesellschaftlichen Erfordernisse?

Es muss endlich theoretisch wie praktisch ernst gemacht werden mit der Erkenntnis, dass es hinfort keine geschlossene Theorie, kein System als Abbildung des Ganzen mehr geben kann; mit der Einsicht, dass die *Wirklichkeit ein Paradox* ist, ein Paradox aus Ordnung und Chaos. Die ganze Wirklichkeit ist einer unendlichen Komplexität von Einflüssen ausgesetzt und darin miteinander verbunden. Eine neue ganzheitliche Sicht der Welt kündigt sich an in dieser – Erde, Welt und Mensch integrierenden – Relation von Chaos und Ordnung. Der Makrokosmos des Weltraums und der Mikrokosmos des eigenen Herzschlags rücken wieder zusammen. Die chaotischen Prozesse der Natur und der eigenen Biographie lassen Verwandtschaft erkennen – «Selbstähnlichkeit». Chaos und Ordnung als Masken der Natur, ja dann wohl auch als Masken des Schöpfers, wenn die Monokausalität des trinitarischen Monotheismus konsequent durchgehalten wird.

Alte Texte oszillieren neu

Gewinnt hier nicht die Lehre von der *Gottebenbildlichkeit* des Menschen eine neue Bedeutung? «Imago Dei», Abbild in Chaos und Ordnung; Personsein, personare, das Hindurchtönen: Ich in meinem Bios von Chaos und Kosmos als Echo auf Gottes Schöpferhauch... Mir fallen da die Bilder aus den Psalmen ein, vor allem aus

den Schöpfungspsalmen. Sie verherrlichen Gottes Allmacht in seiner ordnenden Weisheit, aber auch im Chaos der Natur und des eigenen Lebens. Ordnung ist das halbe Leben – gewiss, aber eben nur das halbe! Wer wirklich leben möchte, der muss die Ordnung öffnen für das Chaos.

Biblisch gesehen sind Ordnungen *Hilfskonstruktionen des sündigen Menschen*; sie sind nötig, aber jeder, der ordnen will, der verspielt das Paradies. *Hiob* ist das Beispiel für einen, der sich gegen dieses primitive Ordnungsdenken zur Wehr setzt und sich weigert, mit seinem Gott auf der Ebene eines solchen Berechnungsschemas zu verkehren. Am Ende eines schmerzlichen Erkenntnisprozesses gewinnt er die Freiheit zurück: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen – der Name des Herrn sei gelobt!» Müsste nicht gerade von Hiob aus die Erkenntnis noch weiter gehen zu der Einsicht, dass wir die chaotischen Elemente nicht von Gott abtrennen dürfen. Tritt uns nicht vielmehr – in Analogie zu Luthers Aussagen über den «deus absconditus» – in der Gestalt des «Diabolos» Gott selbst entgegen als derjenige, der unser Leben durcheinanderwirbelt?

Oder die Botschaft des *Exodus*, wo Israels Gott Jahwe sein Volk aus der Dominanz der absoluten Ordnung des Sklavenhauses in Ägypten befreit und in die Wüste ziehen lässt, die von Anfang an ein Symbol des Chaos ist. Jahwe entzieht sich konsequent jeder Berechenbarkeit und blockiert allein schon durch seinen Namen alle Versuche, ihn linear in den Griff zu bekommen. Auch beim *Dekalog* als Orientierungshilfe im Chaos fehlt nicht der Hinweis auf die Befreiung aus dem Sklavenhaus und damit die Warnung, die «Zehn grossen Freiheiten» (E. Lange) nicht als ein neues Gesetz zu missdeuten. Und wenn später Israel das gesamte Gesetzeskorpus des Kulturlandes zurück in die Wüste verlegt, dann haftet damit bewusst und gewollt sämtlichen Ordnungen der Bibel etwas befreiend Chaotisches an – ein Zug, der auch heutiger jüdischer Theologie noch immer sympathisch anhaftet.

Die Botschaft der *Bergpredigt* – ist nicht

auch sie ein Aufruf, dem verheissungsvollen Leben gelassen chaotisch zu begegnen? Von der Physik lernen wir, wie das vermeintlich tröstliche Bild von der Zuverlässigkeit und *Berechenbarkeit der Natur* unwiderruflich in Stücke bricht. Die Vögel und die Lilien und der Mensch, der seiner Länge keine Elle hinzufügen kann, sie sind Bilder für das Leben in seiner Gebrochenheit und ineins damit Gleichnis für den dynamischen Prozess, in dem sich jedes Leben entfaltet. Wer sich sorgt, meint, er könne letztlich doch «Herr der Lage» bleiben. Wer sich sorgt, will sich retten aus dem chaotischen Meer des Lebens an das Ufer der Linearität, der Ordnung und des Machbarkeitswahns.

Der Gott, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und der regnen lässt über Gerechte und Ungerechte, der war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber. Der Gott, der uns in Jesus auffordert, so vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, der ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des *Friedens*: Mit diesem Schalom bietet er gleichsam ein Dach an, unter dem beide wohnen können – Ordnung und Chaos!

Alltagsspiritualität im postmodernen Pluralismus

Die Herausforderung, vor der alle Kirchen gleichermassen stehen, ist der Umgang mit dem Lebensgefühl in einer postmodernen und nachchristlichen Gesellschaft. Werden wir es lernen, eine *Kultur der Postmoderne* zu akzeptieren? Die «Patchworkidentität» eines postmodernen Lebensgefühls ist ja nicht gleichzusetzen mit Kirchenfeindlichkeit und ethischer Indifferenz. Pluralität bei der Suche nach Lebensentwürfen ist ja wohl auch positiv zu verstehen als Tugend, als Freiheitlichkeit einer *multireligiösen Gesellschaft* mit der Möglichkeit eines Glaubens, der mit den eigenen Erfahrungen übereinstimmt und anderen ihre Erfahrungen belässt. Den Menschen versöhnen mit seiner Welt, die Ordnung ersetzen durch Orientierung – sind dies nicht die Aufgaben der Gegen-

wart? Wir werden darauf verzichten müssen, eine Gesamtschau der Gegenwart oder gar der Welt zu geben. Im Mittelpunkt wird die *soteriologische Frage* stehen müssen: Wer bin ich? Bin ich angenommen? Ist mein Da-Sein sinnvoll? Wenn Glaube nicht mehr selbstverständlich ist – ist dann nicht dies gerade eine Chance? Wer im «nihil» Gott glauben möchte und kann, der glaubt «sola fide», unabhängig von äusseren Anhaltspunkten!

«Wir brauchen die Kirche nicht immer, aber wenn wir sie brauchen, dann brauchen wir sie richtig.» Der einzelne kommt nicht wegen der Kirche in die Kirche, sondern wegen sich selbst. Dann aber will er ganz ernst genommen werden als ein Mensch auf der Suche. Gefragt ist also Gesprächsbereitschaft, Offenheit anstatt urteilendes Schablonendenken – und Arbeit mit höchster Kompetenz und in höchster Qualität! Solche differenzierte Kompetenz ist am ehesten bei den sogenannten Laien zu finden, die gleichsam vor Ort, im Beruf, im familiären Umfeld und in sozialen Bezugsgruppen ihren Glauben leben und sich ihr eigenes Urteil bilden. Deren Erfahrungen sind der eigentliche Reichtum für die Kirche der Zukunft – die Hauptberuflichen werden hoffentlich endlich lernen, diesen Schatz des *allgemeinen Priestertums* als Pfund wuchern zu lassen.

Nicht die objektivierte Wahrheit rechtshaberischer Instanzen ist gefragt als Antwort auf die Erfahrung der «neuen Unübersichtlichkeit», sondern eher eine spirituelle Erfahrungsgemeinschaft abseits einer Einzwängung in parochial verwaltete Strukturen: Kirche als «*theologische Fragegemeinschaft*», in der die Antworten und die theologischen Kategorien nicht von vornherein feststehen.

Wird Kirche es schaffen, sich nicht auf den «gläubigen Rest» zu konzentrieren, sondern ihre Botschaft zeitgenössisch zu vermitteln und zu leben? Wenn nicht, dann wäre wohl auch alle *Ökumene* umsonst! Wenn ja, dann käme Ökumene zu sich selbst: als Zuhause Gottes in seiner Welt, die er um Christi willen nicht aus seiner Liebe lässt.